

(Nachdruck verboten.)

80] Im Namen des Gesetzes.

Von Hans Hyan.

Georg saß neben Emma, aber er vernachlässigte sie ganz offensichtlich.

Ihm gegenüber, neben dem dicken Komiker, saß jenes Mädchen, die als erste Nummer im Programm, als Diaboletta aufgetreten war. Unter ihrem aschblonden, hochtoupierten Haar glänzten rastlose, glitzernde Augen von unbestimmter Farbe, und ihre breite, etwas plattgedrückte Nase hatte etwas Bitterndes über dem schmalen Munde, dessen nie ruhige Lippen die spitze, rote Zunge immer wieder anfeuchtete, als seien sie durstig nach Küssen. Auch jetzt war sie, in ihrer blauen Atlastaille tiefdekollettiert und, wenn sie sich vorbeugte — was sie gern und häufig tat — konnte Georg jene sinnverwirrende Herzlinie der Brüste sehen, deren Spitze sich in einem mystischen Gellundel verlor, das seine Phantasie aufstachelte.

Er sprach fortwährend zu ihr hinüber, und es war gar kein Zweifel, daß ihr seine Bemühungen angenehm waren.

Emma sah das alles mit wachsendem Unbehagen. Aber sie war nicht die Frau, sich ihren Liebsten ohne Widerstand entziehen zu lassen — noch dazu von solch einem hergelaufenen Frauengimmer, wie sie bei sich selber sagte. Und wie ihr die wütenden Blicke, die sie der Rivalin zuwarf, und ihre spitzen Bemerkungen nichts halfen, da paßte sie den Moment ab, wo ihr Geliebter austreten mußte, und ging ihm nach.

In der sich drängenden Menge holte sie ihn erst dicht vor dem Orte ein, wohin sie als Frau ihm doch nicht folgen konnte. Und er, der sogleich gemerkt hatte, daß sie ihm nachkam, schlüpfte dicht vor ihr hinein und blieb längere Zeit drinnen, um sie so vielleicht zu veranlassen, sich zurückzugeben.

Aber Emma hielt gut Wache.

Als er endlich zum Vorschein kam, sagte sie ihm ihre Ansicht über sein „dusseliges Bouffieren“ ohne alle Umschweife, und sie gab sich nicht einmal die Mühe, leise zu sprechen. Ein paar junge Leute hatten sie verstanden und lachten.

Ihre Strafpredigt hätte sich Georg vielleicht gefallen lassen. Aber daß ihn Fremde deswegen auslachten, das war zuviel für den von seinem neuen Ruhm förmlich geschwellenen Athleten!

Sie sah auch, wie seine Augen hart und finster wurden und wie seine Gesichtszüge sich unheil drohend spannten. Aber heute wich sie davor nicht zurück! Im Kampf um ihre Liebe, um das so teuer erkaupte Besitztum ihres Herzens konnte und wollte sie nicht nachgeben.

„Du kommst jetzt mit nach Hause!“ beharrte sie weinerlich entscheidend.

Er lachte kurz auf und preßte etwas durch die Zähne, was sie noch nicht verstand.

„Komm!“ beharrte sie und faßte seinen Arm.

„Galt's Maul, Du Drecksau!“

Und dabei hatte sie einen Stoß, daß sie aufschreiend ein Stück weg und erst gegen einen Tisch und dann gegen einen dicken Herrn fiel, der sie auffing und sich sofort schimpfend gegen Georg wandte.

Der wäre unter anderen Verhältnissen und in seiner sonstigen Umgebung, wohl nicht so roh gewesen. Aber hier kam zuviel zusammen, was ihn reizte: seine Prätension als Artist und die neue Leidenschaft für die Chansonette, vor allem aber der Alkohol, den er heute abend in ganz ungewohnten Mengen zu sich genommen hatte.

So wandte er sich schon gegen den dicken Herrn und in der nächsten Minute wäre es sicher zu einem Skandal gekommen, hätte nicht plötzlich jemand geschrien:

„Die Frau wird ohnmächtig!“

In der Tat, Emma wäre hingefunken, hätte man sie nicht abermals gehalten und auf einen Stuhl niedergelassen. Als man ihr Wasser brachte, kam sie wohl zu sich, aber sie verlangte, leise wimmernd, man solle sie fortbringen.

Georg bezeugte dazu auch jetzt noch keine Lust; doch nun wandte sich der allgemeine Unwille so derb gegen ihn, daß ihm auch seine inzwischen herbeigekommenen Vereinsbrüder rieten, mit Emma nach Hause zu fahren.

„Wenn De se erst oben bei Dir hast, denn kannte ihr ja immer noch 'n paa' uffdrücken!“ raunte ihm Schnegger zu. Und Georg hatte Lust, diesen Vorschlag zu befolgen.

Wie er aber dann in der Droschke neben ihr saß, wie sein inneres Auge über die verworrenen Richter dieses Abends hinweg in das heimliche Dämmer früherer seliger Liebesstunden tauchte, da begann langsam der Mensch in ihm an die Oberfläche zu kommen, mit dem Mitleid für die Arme, die im stummen Schluchzen, zusammengesunken, an seiner Seite saß und die immer wieder aufstöhnte bei dem Stoßen des Wagens auf dem holprigen Pflaster.

Er legte den Arm um sie und sagte:

„Na laß man, Emmeken, et wa' ja nich so schlimm! . . . Un' wird ooch wieda besa! . . .“

Aber sie schluchzte fort, und er verstand nicht die traurigen Worte, die sich zwischen ihre Träume drängten.

21.

Der Frühling war ins Land gezogen. Die Kinder auf der Straße spielten Murren, und die Nester der Stadtbäume hüllten sich in grüne Schleier. Es war windig, Wolken umhüllten zuweilen die Sonne, die aufflammte und wieder verlosch, wie ein Licht, das noch keine Stetigkeit hat und wenig Wärme gibt.

Auf einem jener großen, gedeckten Möbelwagen saß hinten, im eifrigen Gespräch mit dem Kollegen Georg Sellwig. Seine langen Beine, die in vielgeflickten Beinkleidern stakten, schlenterten bei den Bewegungen des schweren Gefährts, er trug trotz des kühlen Wetters über dem Wollhemde nur eine zerrissene Leinenjacke — man sah, es ging ihm nicht gut.

„Na,“ meinte der andere, ein gepackter Mensch mit schiefgewachsenem Mund und stumpfen Augen, da wär' id doch beijeblie! So uff die Viehne mimen un Theater machen, det is doch janz wat anders, wie hier Nebel schleppen un Klaviere dragen! Det is doch ne janz andre Beschäftigung! viller nobler und anstendiger! . . .“

Georg lachte kurz auf.

„Tja! — — aus de Entfernung, da sieh's so aus! Aber beje! da 'mal det Jeschäft erst in de Nähel Ufftreten kannte, so viel wie De willst, aber wenn de mit Taze kommst un so, denn kieken se Dir an, als wenn se nicht Deutsch kennten! — — Abend fuffzehn Groschen, zwee Mark, det is schon viel! Un denn haste mal 'n halben Monat zu dhun un denn sistte wieda vier Wochen ohne Engagemang — nee, det is nisch, davon kann man nich leben!“

„Na, aber Mensch, id hab' doch jesehn, dat se in't Apollo un in Wintajachten ufftreten, janz in seidene Kostichne un machen Zottweeß wat“

„Ja,“ unterbrach ihn Georg, „det sind Ausnahmen! Da muß man ooch Zottweeß wat können! Und ooch von kleen uff bei sein, bei den Berus! Wat meenste woll, die fang' schon als janz kleene Jungens an! Und denn, is det ooch nich allens so jlänzend, wie Du denkst det sind Truppen, die hat vener in de Hand, der vadient ne Masse! Aber die andern, die mitmachen, die kriejen man bloß 'n Hungerlohn, zwee oder drei Mark den Abend und denn sind se in der Intanationahlen Artistenloje und sin mächtig stolz un lassen keenen rin, der nich von't Fach is sonst, id konnte doch ooch wat! Un hatte ooch 'n besten Willen un Empfehlungen! Aber det helst allens nisch, man wird nich fett dabei un kommt schließlich janz uff 'n Hund“

„Na, un Deine Braut? konnte die Dir denn nich 'n bisken untaftigen im Anfang? . . . Du sagst doch, die möcht? . . .“

Georgs unrafiertes, wenig frohes Gesicht wurde noch düsterer. Seine Gedanken, die Erinnerungen an das Böseste, was er bisher getan, übermannten ihn so, daß er gar nicht antwortete

Der andere stieß ihn in die Seite.

„Na, Du wat is denn? Du sagst doch janiischt!“

„Ach!“ brummte Georg, „Quatsch! Uff de Weiber kann man sich nich verlassen!“

„Is da woll untreu jeworn, wie se jesehn hat, det de in Bruch bist?“ höhnte der andere; er lenkte aber sofort ein, als er das wütende Gesicht sah, das dieser ehemalige

Knopfrücker ihm zuehrte. „Na, laß man, Kerl wie Du, der kriecht alle Tage sechs, wenn er bloß will! Det wer ja noch scheener! Wat is 'n ooch an jon Meechen?!“

„Du bist 'n Afse,“ sagte Georg den Kopf abwendend, „meine Braut liegt seit drei Monate in't Krankenhaus, wejen Fehlgeburten . . . nu weest es!“

„Achso! . . . na ja, siehste, det is doch ooch wieder wat anders! Det kann der Mensch doch nich ahnen! Det muß eien doch erst jesagt wern! . . . Is 'n det Kind von Dir?“

Georg schüttelte halb lachend den kantigen Schädel.

„Mensch, Du bist zu demlich! . . . Seh id so aus, wie wenn id mir mit ander Leuten Kinder abgeben würde? ja? . . . aber wat soll id mir denn mit Dir darieber unterhalten? . . . det bastest Du ja doch nich! . . .“

Die Hände im Schoß und mit gebogenem Rücken, von den Stößen des Wagens hin und her geschüttelt, versank er in finstere Grübeln, aus dem ihn der andere nicht zu stören wagte . . .

Die arme Emma! Nichts in seinem Leben hatte ihm so leid getan, wie der Stoß, den er der Schwangeren an jenem ersten Abend seines Auftretens als Athlet versetzt hatte . . . Noch in der Nacht waren Wehen gekommen. Er brachte, Verzweiflung im Herzen, nach stundenlangem Umherlaufen Gebarme und Arzt an das Bett der Leidenden. Aber das Kind, dessen Lage sich durch jenen brutalen Angriff wahrscheinlich verändert hatte, kam nicht. Und die Qual der Geburt hockte die Nacht hindurch auf dem Herzen der armen Frau und wich auch am Tage nicht. Zuletzt brachte man sie, zwischen Leben und Sterben, ins Krankenhaus, wo man das Kind zerstückeln mußte, um die Kreißende zu befreien. Sie selbst war fast verblutet und hing noch jetzt am äußersten Rande jenen dunklen Schlundes, in den ihr Kind hinabgeglitten war, ohne das Licht zu schauen . . .

Das hatte den starken Menschen, der alles im Sturme nehmen wollte und den seine Gast verdarb, auch wohl in dem neuen Lebenskreis nicht fortkommen lassen. Ihm ging alles viel zu langsam und, wenn seine Wünsche nicht gleich erfüllt wurden, sankte und überwarf er sich mit denen, die zu bestimmen hatten. Schließlich ließ er die Sache, die ihm über wurde, fallen. Der Frauenmund, der ihm lieb zuredete, fehlte; die hilfreiche Hand, welche die kleinen Hindernisse, die nur so groß ausahen, forträumte, kralte dort draußen im Friedrichshain-Krankenhaus die weichste Bettdecke im Fieber. Er hatte sie besucht, mehrere Male, aber mehr als ein verlorenes Blick aus Augen, die auf den Tod hinblickten, war ihm nicht geworden . . . Und das dauerte für sein stürmendes Leben, ob es sich jetzt auch schon im tiefen Sande schleppen mußte, zu lange! Warum genas sie nicht? . . . Ihm war, als ob sie ihn strafen wollte mit diesem Hinschwanken zwischen Leben und Tod . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Blacken.

Von Björnstjerne Björnson.

(Schluß.)

Er hatte nicht viel über Mittelhöhe, war aber verhältnismäßig sehr lang und von einer ganz lächerlichen Breite; er war salb von Farbe, mehr gelb als weiß, mit einer schwarzen, ungewöhnlich üppigen Mähne; er wurde ein schwerfälliges, gutmütiges Tier, — im Alltagsverkehr ging er immer etwas vornübergebeugt. Woran er gewöhnt war, das tat er seelenruhig wie ein Ochs, aber gründlich. Nicht nur, daß er mehr als die halbe Pferdarbeit auf dem Felde, beim Holzfahren usw. auf diesem schwer zu bestellenden Gute verrichtete, nein, er schleppte auch noch zu einem großen, neuen Wohnhause und zu vielem anderen, was mein Vater sonst noch bauen ließ, mehr als die Hälfte des Materials, und zwar von einer schredlichen, ganz entlegenen Trift her. Wenn zwei Pferde zusammen etwas nicht schaffen konnten, dann wurde Bladen angespannt, und wenn nur das Geschirr irgend hielt, Bladen brachte es fertig. Er sah sich gern nach den Knechten um, wenn sie ihm doppelte und dreifache Ladung auspackten, er sagte ja nicht gerade was dazu, aber man mußte ihn doch erst drei-, viermal bitten, ehe er ging, und auch dann machte er erst einige Probezüge — dann aber ging es los! Er ging ganz gemächlich, Schritt für Schritt; bisweilen kam ein neuer Knecht, der ihn auf eine schnellere Gangart dressieren wollte, aber das Ende vom Lied war doch immer, daß der Knecht sich zu der des Pferdes bequemen mußte. Die Peitsche wurde nie gebraucht, denn man gewann den gewaltigen Arbeiter bald so lieb, daß alles mit Liebsföngen ging. Mit der Zeit, wie Bladen in der Gegend berühmt wurde, rechnete man sich es zur Ehre an, ihn fahren zu dürfen.

Denn Bladen war bald ganz ohne Einschränkung des Kirch-

spiels größtes Wunder. Wie überall, wo etwas Großes zum Vorschein kommt, fing es mit gräßlichen Ausritten und Gäß an, es fing nämlich damit an, daß Bladen, wenn er auf der Trift und im Gebirge unter den übrigen Pferden der Bgde ging, sämtliche Stuten für sich allein haben wollte. Er zerfetzte und schimpfierte die Nebenbuhler, die sich was einbildeten, dermaßen, daß die Bauern unter groben Flüchen mit ihnen auf dem Pfarrhof angezogen kamen und Entschädigung verlangten. Allmählich gaben sie sich jedoch zufrieden, da sie bald einsehen, daß sie sich trotzdem gut dabei standen, denn Bladens Nachkommen gereichten ihm zur Ehre! Aber es ärgerte sie doch lange, daß seine Ueberlegenheit so unerhört und so unbestreitbar war. Unser Nachbar, der Leutnant, konnte sich als Krieger nicht drein finden; er trieb zwei mächtige Gubbrandsdaler Tiere auf, herrliche Pferde, — und die sollten Bladen Moores lehren. Es wurde dafür und dagegen gewettet; mit welcher Spannung sah man dem ersten Zusammenstoß im Frühjahr auf der Bergweide entgegen! Darum vergesse ich jenen schönen Pfingstabend nie, ich stand draußen, horchte auf den Vorkämpfern, wie er am Berghang balzte, als eine Magd angelaufen kam und meldete, die beiden Leutnantspferde ständen dort am Schleiffstein und schmiegten sich dicht aneinander. Alle hin — und sich, da standen die beiden schönen Tiere und zitterten und bluteten aus Wunde an Wunde; sie waren unter Bladens gewaltigen Hufen und Zähnen gewesen. Das Entsetzen hatte ihnen die Kraft gegeben, über den hohen Zaun des Pfarrhofes zu setzen, denn sie hatten nicht gewagt, Halt zu machen, ehe sie an ein Haus kamen. Tags darauf wurde Bladens Lob an der Kirchenmauer gesungen und verbreitete sich von dort über „Berg und Tal“.

Bladen mußte den Schmerz erleben, daß einer seiner Söhne, ein munteres, braunes Tier, als er einige Jahre alt war, die Alleinherrschaft mit ihm teilen wollte. Aber er erkappte ihn mitten in seinem ersten Aufruhrversuche, und als der freche Kerl nicht die Flucht ergreifen wollte, sondern ein herausforderndes Kampfgeschrei erhob, da richtete der sturmgeprüfte Held sich empor, auf den Hinterbeinen gingen sie aufeinander los, legten einander die Vorderbeine um den Hals und rangen miteinander (Hengste kämpfen immer so). Bald stand der junge Tollkopf da wie ein Violinbogen; kurz darauf lag er gebrochen auf dem Boden und erhielt seine väterlichen Prügel. Ich stand dabei und sah es mit an.

Fast jeden Sommer haufte der Wä in der Gegend und raubte uns und anderen manche Kuh und manches Schaf. Alle Augenblicke hörten wir den Hirtenknaben Zetermordio schreien und den Schäferhund aus vollem Halse bellen; dann wurde die Glode gezogen, die Arbeitsleute kamen angelaufen, und nun ging's drauf los mit Klinte und Art und eisernen Stangen; in der Regel jedoch kamen sie zu spät; entweder hatte der Hund den Wären schon verjagt, oder das Vieh war auch schon verredt, ehe Hilfe kam. Die Pferde konnten sich besser schützen, hier und da kam es aber doch vor, daß der Wä ein Pferd tötete, indem er es entweder in einen Sumpf lockte, wo es versank und ihm dann leicht zum Opfer fiel, oder dadurch, daß er es jagte, bis es über einen Abgrund hinabstürzte. Einen Sommer war es besonders schlimm; kaum eine Woche verging, ohne daß sich der Wä in der Herde meldete; die Pferde kamen oft plötzlich bis dicht an die Viehgänge heran und waren immer in tüchtiger Angst; denn jedesmal waren sie vom Wären gejagt. Allein Bladen und die Stute mit ihrem Fohlen, die er scharfschuhf bewachte, waren nie dabei. Schließlich wußten wir gar nicht, wie es ihnen eigentlich ergangen wäre; schon seit mehreren Tagen hatte der Hirtenhund die Gloden der Stute nicht mehr klingeln hören. Als dann einmal ein langanhaltendes Gewitter gewesen war, während dessen die Pferde sich sonst stets dem Hause zu nähern pflegten, ja, sich sogar oft an das Jauntor, das zum Stalle führte, stellten, und sie noch immer nicht wieder da waren, wurden die Knechte vollzählig nach dem Walde auf die Suche geschickt. Sie suchten meist auf moosigen Stellen, falls der Wä etwa das kampflustige Pferd dorthin gelockt, es dort möglicherweise besiegt und dann vielleicht das Fohlen und die Stute, die natürlich das Fohlen verteidigt hatte, geraubt haben sollte. Sie suchten und suchten, ohne etwas Verdächtiges wahrzunehmen; Wärenspuren liefen zwar überall, aber kein Merkmal eines Kampfes mit Pferden. Wie die Knechte da gehen und das besprechen und sich der besten Pferdeweide im Walde nähern, wird einer von ihnen darauf aufmerksam, daß sich ganz dicht bei einem Sumpfe Spuren eines Fohlens und der Stute finden, und zwar, daß sie unendliche Male auf demselben Fleck umhergelaufen, also in großer Angst gewesen sind, und das war ganz vor kurzem, vielleicht heute erst, geschehen. Bei näherer Untersuchung des Moorbodens fanden sie ganz deutlich, daß er an vielen Stellen aufgewühlt war wie durch heftigen Kampf. Den Knechten lief es heiß und kalt über den Rücken, aber sie wollten doch erst genauer nachsehen. Am Rande des Moores entdeckten sie Spuren von den Hinterfüßen des Wären wie des Pferdes; sie hatten sich also beide sofort aufgerichtet; der Wä war, um das Pferd mitzuloden, rückwärts in den Sumpf gegangen, und das Pferd hinterher; denn die breiten Taten und Waden des Wären werden besser mit dem Moorboden fertig, zumal der Wä auch nicht so schwer ist wie ein Pferd, das gleich sinkt und stecken bleibt. Doch diesmal hatte sich der Wä verrednet; denn wohl war Bladen eifrig eingesenken, aber mit der Riesenkraft seiner Lenden hatte er die Weine wieder aus dem Saugschlund des Moores herausgezogen, während die scharfschlagenden Vorderfüße zuschlügen und die Schneidezähne zubißen, — und bald sah man nichts mehr von den Hinterfüßen des Wären, dagegen aber einen naturgetreuen Abdruck seines Pelzes, und noch einen, und noch einen, und so den

ganzen Sumpf entlang. Er war also umgeschmissen worden, hatte sich nicht wieder aufzurichten vermocht, hatte sich aber nun, um sich gegen die Schläge und Bisse des wütenden Pferdes zu schützen, weiter und weiter gewälzt, und das konnten sie bis auf den festen Boden hin verfolgen. Erregt von der frischgebadenen Kunde, die der Kampfplatz gab, wurden die Knechte hellhöriger und schlauer, und nun konnten sie in der stillen, sonnendurchzitterten, nach dem Regenwetter noch feuchten Luft die Schellen der Stute aus dem Laubwalde am Fuße der Berghalde hören. Sie eilten hin, aber Bladen stürzte ihnen entgegen und verbot ihnen mit feuerprühenden Augen, näherzukommen. Er war nicht wieder zu erkennen. Mit hocherhobenem Kopfe und wallender Mähne trabte er in großen Kreisen um Stute und Fohlen herum, und erst nach vielen guten Worten und mit Hilfe von Salz, das sie bei sich hatten, gelang es, ihm wieder in Erinnerung zu bringen, daß es gute Freunde waren, die da kamen. Aber diese Großtat Bladens, die einzig in ihrer Art da stand, verbreitete um seinen Namen einen solchen Glanz, daß sein bisheriger Namen „Pastorbladen“ zu „Bärenbladen“ erhöht wurde. Ein übers andere Mal, Jahr für Jahr, hatte er einen Strauß mit dem Bären, und jedesmal war er noch lange nachher nicht zu bändigen. Einmal kam er mit Merkmalen von den Klauen des Bären heim. Ein alter Riese, der ihm seine Klaue dicht unter den Augen eingeseht und, als das Pferd seinen Kopf losließ, ihm eine fürchterliche Schmarre heruntergetraht hatte. Einen so alten Hengst scharfgeschlagen auf die Trist zu lassen, war sonst gefährlich; allein die Pferde kannten ihn und flohen, und wenn auch eines oder das andere noch dumm genug war, sich verhaufen zu lassen, so hatte man doch Nachsicht mit Bladen, um seines großen Ruhmes willen. Ein Pferd, das den Bären unterkriegte, mußte ja tun dürfen, was es wollte.

Wie bewundert er war, konnte man am besten sehen, wenn wir, was selten geschah, gezwungen waren, ihn als Kirchengespann zu gebrauchen. Sollte die ganze Familie nebst Haushälterin und Hauslehrer fahren, so mußte Bladen drei oder vier von uns in einem alten Gig fahren, in dem man „nicht bloß zu eitler Lust“ saß. Der keines der gewöhnlichen Staatsgeschirre groß genug war, mußte er in seinem Arbeitsgeschirr einhertrotten, und da ihm die schwere, widerhaarige Mähne in die Augen hineinfiel, sah er just nicht danach aus, als wäre er auf der Kirchenfahrt. Man mußte ihn immer zuhinterst fahren lassen, denn einmal wollte er nicht laufen, sondern nur langsam wie vor dem Arbeitskarren gehen, und dann wollte er mit seinen Insassen in alle die Waldwege, an die er gewöhnt war, hinauf. War er jedoch der hinterste in der Reihe, so folgte er, wenn auch auf eigne Weise: wenn die anderen Pferde kiefen, machte Bladen Sprünge, und so kamen die, die im Gig saßen, rudweise oder wie auf hoher See an, und einmal sogar mit wirklicher Seekrankheit. Bei der Kirche trat dagegen eine vollkommene Veränderung ein. Dort waren nämlich viele andere Pferde; er erhob sofort den Kopf und stieß einen herausfordernden Kampfruf aus. Dieser wurde von allen Seiten ringsum beantwortet, und nun wollte er mit dem Gig los, wurde aber gehalten, ausgespannt und angebunden. Ein ganz besonderes Spannstück wurde stets für ihn mitgenommen, und dann wurde er nach einem Plaze dicht unter dem Felsenabhang gebracht, damit er so fern wie möglich von den anderen Pferden wäre. Aber er wollte dahin, geriet am Riemen, hob sich auf den Hinterbeinen, schüttelte die Mähne und wieherte ins Tal hinunter. Um ihn warer mehr Menschen versammelt als in der Kirche. Wenn er einen Augenblick ruhig war, streichelten sie ihn und mahen seine Brust, seinen Hals, seine Lenden, griffen wohl auch nach seinem Maul, um sein Gebiß zu betrachten; sobald aber eines der anderen Pferde wieherte, riß er sich los, richtete sich auf und wieherte zurück, — das deutete alle der herrlichsten Anblick, den sie je gehabt hatten. Ich meinestills bin wohl nie wieder auf irgendetwas so stolz gewesen, wie ich damals auf Bladen war, wenn ich unter den Bauern stand und die fastigen Lobsprüche mit anhörte.

Und hier auf der Höhe seiner Siegeslaufbahn will ich ihn verlassen. Ich kam in die Welt hinaus und bekam andere Ziele für meine Bewunderung und andere Helden als Vorbild.

Der englische Wahlreformkampf von 1830 bis 1832.

I.

Die farblose und die mittelparteiliche Presse möchte gern glauben machen, daß eine Wahlreform am ersten zu erhalten sei, wenn man sich auf bescheidenes Witten beschränke und vor allem sich hüte, auf irgend eine Art das Mißfallen einer hohen Polizei zu erregen. Diese Herrschaften halten uns immer gern England als Muster vor, von dem man politisch lernen könne. Wenn aber England in der Methode des Wahlrechtskampfes als vorbildlich gelten soll, so müssen sich die liberalen Vertreter eine andere Kampfweise angewöhnen als bisher. Die erste siegreiche, große Wahlrechtsbewegung ist der englische Reformkampf von 1830 bis 1832. Man kann davon immer noch einiges lernen, wenigstens in bezug auf die Energie, mit der ein solcher Kampf geführt werden muß, um zum Ziele zu gelangen. Was das Ziel selber angeht, so ist die englische Reformbewegung freilich nicht als vorbildlich zu betrachten. Sie ging nämlich von bürgerlicher Seite aus und

wurde von den Massen unterstützt, insbesondere von den Arbeitern, die, soweit sie schon einiges Klassenbewußtsein besaßen, zwar bereits das allgemeine Wahlrecht verlangten, aber in ihrer Masse noch nicht weit genug waren, einen Kampf dafür selbständig zum Siege zu führen. So ließ sich das Proletariat mit bagen Verwünschungen abweisen und unterstützte mit dem größten Nachdruck als der eigentliche Gewaltthäter des Wahlrechtskampfes diese bürgerliche Bewegung, deren bürgerliche Natur schon daraus zur Genüge irdet, daß ein Jeniuswahlrecht an Stelle der bisherigen Karikatur eines Wahlrechts treten sollte.

Das Unterhaus kam bis dahin immer noch auf Grund von schier vorsündflutlichen Bestimmungen zustande, die die Masse der Bevölkerung fast überall vom Wahlrecht ausschlossen. Auf dem Lande hatten nur Grundbesitzer das Stimmrecht, in den meisten Städten nur die Mitglieder einer geschlossenen Clique von Spießbürgern, die auch die städtischen Ämter in den Händen hatten. Dabei waren die durch die industrielle Entwicklung hochgekommenen Städte teils ungeeignet, teils gar nicht im Parlament vertreten. Hingegen hatten zahlreiche Flecken, die nur noch eine ganz unbedeutende Einwohnerzahl aufwiesen, das Recht, Abgeordnete ins Parlament zu schicken. Und in diesen Hunderten von „verfaulten Bergflecken“, von denen 75 jeder unter 50 Wähler hatten, kam eben die „Wahl“ darauf hinaus, daß die Wähler — Krämer, Birte usw. — entweder aus wirtschaftlicher Abhängigkeit so stimmten, wie die benachbarten Großgrundbesitzer verlangten, oder aber geradezu gekauft wurden. Wie der Stimmhandel so spielte auch der Mandathandel eine große Rolle. Für gewöhnlich verfügten die verbündeten Klassen der großgrundbesitzenden Aristokratie und der Finanzaristokratie über die Mehrzahl der Mandate und schickten eine starke Majorität konservativer Tories ins Unterhaus. Mit diesem Zustande wurde die großindustrielle Bourgeoisie je länger um so mißvergünstigter. Sie vertrat damals der konservativen Schuzzöllnerei gegenüber freihändlerische Tendenzen und wollte ihre wirtschaftlichen Interessen im Unterhause zur Herrschaft bringen. Dazu aber bedurfte es eines anderen Wahlrechts und einer anderen Wahlkreiseinteilung. Den Kampf gegen das herrschende Junkertum machten die anderen Schichten des Bürgertums, mittleres und Kleinbürgertum, mit, aber auch das Proletariat. Bei den Massen waren die Grundherren aufs äußerste verhaßt durch ihren Vrotwucher wie durch ihre eigennützigste Steuerpolitik, die alle Lasten in Gestalt indirekter Abgaben aufs Volk wälzten und sich mit den Staatsgeldern mästeten. Eine wohlfeile Regierung wurde vom Volk erhofft, wenn eine Wahlreform zustande käme, und man erwartete überhaupt eine Besserung der traurigen materiellen Lage, wenn ein reformiertes Unterhaus nicht mehr von der bisherigen Clique von Deputierten beherrscht würde. Fanden demnach die liberalen Reformen außerhalb des Parlaments warme Bundesgenossen an den Volksmassen, so wurde ihnen im Parlament die allerdings nicht sonderlich warme Unterstützung der Minderheitspartei, der Whigs, seit langer Zeit in der Minorität und nicht ganz so konservativ wie die Tories, obwohl gleichfalls unter aristokratischer Führung, interessierten sich die Whigs jetzt für die Wahlrechtsfrage, wobei sie aber zunächst in der ärgsten Gefahr stunden blieben, um erst hernach durch den Druck von außen weiter getrieben zu werden, als sie je gedacht hatten.

Nach im Februar 1830 hatte das Unterhaus einen lahmten whiggistischen Reformantrag Russell abgelehnt. Dertweil wurde das Verlangen nach einer wirklichen Reform im Lande lauter und lauter. Neben den beschränkten Wünschen der Mittellasse und ihrer Reformvereine, die überall aus der Erde schossen, machte sich auch das Verlangen nach dem allgemeinen Wahlrecht geltend. So entstand neben einem bereits bestehenden Birminghamer Verein für allgemeines Wahlrecht ein großer Londoner Verein, der kurz nach der Ablehnung des Russellschen Antrages seine erste Versammlung abhielt und allgemeines Stimmrecht, aber auch ein Zusammengehen der unteren mit den Mittelklassen im Reformkampf wollte.

Einen großen Antrieb gab der Reformbewegung die im Juli des Jahres 1830 in Paris zum Siege gelangende Revolution, die auf der britischen Seite des Kanals mit großer Begeisterung begrüßt wurde. Diese Stimmung wirkte kräftig ein auf die Wahlen, die bald darauf in England erfolgten und durchaus unter dem Einfluß der Wahlrechtsfrage vor sich gingen. Das Parlament war Ende Juli aufgelöst worden, weil der König Georg IV. endlich zu Grabe getragen worden war; sein Nachfolger Wilhelm IV. galt für einen Freund der Whigs und einer gemäßigten Reform. Seine Haltung war aber eine sehr zweifelhafte. Die Wahlen ersehnten zahlreiche Anhänger des alten Systems durch mehr oder minder entschiedene Freunde einer Reform. Eines der Londoner Reformblätter konstatierte als Gesamteindruck des Wahlergebnisses, das Volk, das Eigentum besitzt, beginne einzusehen, daß es der Willkür eines Hauses betitelter Bettler preisgegeben sei. Die Erregtheit der Stimmung kam in der Tat schon bei Eröffnung des Parlaments dadurch zum Vorschein, daß der Premierminister Wellington beim Nachhauereiten von einer riesigen Menge mit Pfiffen empfangen und mit einem Steinbägel begrüßt wurde, der ihn zwang, in gestretem Galopp das Weite zu suchen. Den König geleiteten nach der Thronbesteigung die feindseligsten Mute der Masse gegen die Minister und die Polizei nach Hause; im unmittelbaren Anschluß kam es zu einem heftigen Zusammenstoße mit der Hermandad, wobei diese nicht in der üblichen Weise ihr Mütchen kühlen konnte, sondern

währendem Widerstande begegnete und nur durch das Eingreifen der blauen Garde gerettet wurde. Den Aristokraten wurden an diesem Tage zahllose Fenster eingeworfen. Auf dem Lande aber erfolgten um die nämliche Zeit häufige Brandstiftungen, die davon zeugten, daß unter der arbeitenden Landbevölkerung eine verzweifelte Stimmung obwaltete.

Die Regierung ließ sich alle diese Symptome nicht zur Warnung geüben, sondern bereitete sich vor, dem allgemeinen Verlangen nach Reform mit Waffengewalt entgegenzutreten. Indem man den König mit angeblichen Attentatsgelüsten schreckte, brachte man es dahin, daß mehr Truppen nach London gezogen wurden. Im Oberhause gab Wellington die kategorische Erklärung ab, daß er sich jeder Parlamentsreform widersetzen werde. Zur selben Zeit aber kündigte der liberale Vorkämpfer Brougham seine Absicht an, einen Wahlreformvorschlag einzubringen. In den nächsten Wochen schon kam Wellington bei einer Abstimmung über die Zivilliste zu Fall. Und nun gab es ein Whigkabinett, das sich von vornherein darauf festlegte, die Wahlreform zur Durchführung zu bringen. Lord Grey stand an der Spitze des Reformministeriums und führte sich parlamentarisch ein durch eine Rede, die so gemäßig war wie nur möglich. Vor allem verwahrte er sich nachdrücklich gegen jene „phantastischen Reformpläne“, die auf allgemeines Stimmrecht hinausliefen und gewiß mehr zur Anarchie als zur Reform führen würden. Im Lande herrschte aber die größte Aufregung, die in Revolution überzugehen drohte. Auch die Regierung konnte nicht so gemäßig in ihren Vorschlägen bleiben, wie die meisten ihrer Mitglieder zweifellos am liebsten gewollt hätten. Beigängens kam nun eine Reformbill zustande, die dem gehäuerischen Verlangen der Mittelklasse ganz anders entsprach, als auch die pessimistischsten Anhänger des alten Zustandes bisher für möglich gehalten hatten. Derselbe Lord Russell, der im Vorjahre jenen kümmerlichen Vorschlag (sechs Mandate für drei Großstädte) gemacht hatte, unterbreitete nun als Minister am 1. März 1831 dem Parlament einen Geistesvorschlag, der dem System der verkauften Flecken ein Ende machen sollte: alle Wahlkreise unter 2000 Einwohner sollten hinfort kein eigenes Mandat, solche unter 4000 Einwohner bloß eins haben, dafür erhielt London eine Anzahl neuer Mandate, die unvertretenen Industriestädte bekamen Vertretung, und die ungenügend vertretenen Grafschaften bekamen eine größere Anzahl von Sigen. Das Stimmrecht sollte in Städten jeder erhalten, der eine jährliche Miete von 10 Pfund (200 M.) entrichtete, in den Grafschaften außer den bisherigen Freifassen jeder Erbpächter, der 10 Pfd., jeder gewöhnliche Pächter, der 50 Pfd. Pacht entrichtete.

Lord Russell begründete die Einbringung der Reformbill damit, daß sie das einzige Mittel sei, um die Einrichtungen des Landes aufrecht zu erhalten. So gemäßig aber auch die Haltung der Regierung war, die Opposition der Konservativen war damit nicht zu beseitigen. Sie traten vielmehr der Geistesvorlage mit der größten Energie entgegen. Auf der anderen Seite wurde kein Zweifel gelassen, daß man sich außerhalb des Parlaments mit nichts Geringerem als der Reformbill zufrieden geben werde. Die Agitation wurde nachgerade außerordentlich heftig. Was auch die Konservativen von bloßem Pöbelgeschrei redeten, so lag klar zutage, daß die Masse der Mittelklassen für die Bill als ihr eigenes Interesse eintrete und dabei von den arbeitenden Massen unterstützt werde. Schon erklärte man sich in den industriellen Gegenden bereit, wenn nötig, in Masse auf London zu marschieren. Die Tories erhoben großes Geschrei über Terrorismus, ohne zu bedenken, daß das bisherige System, von der Bestechung abgesehen, in erster Linie auf der Ausnutzung wirtschaftlicher Abhängigkeit beruhte. Bald zeigte sich, daß die Reformen über keine sichere Mehrheit verfügten, und schon am 22. März kam es zu einer Abstimmung, bei der bloß eine einzige Stimme Mehrheit für die Regierung war. Die Konservativen brachen darüber in großen Jubel aus. Aber auch die Reformen feierten in London und anderswo den Beschluß des Kabinetts, trotzdem im Amt zu bleiben. Es war aber klar, daß eine Parlamentsauflösung notwendig sei. Und sobald im April die Regierung wiederholt bei Abstimmungen unterlag, trat sie an den König mit dem Verlangen heran, Neuwahlen vorzunehmen. Der König hatte dazu nicht viel Lust. Es gelang den Ministern aber doch, ihn für den Gedanken der Parlamentsauflösung zu gewinnen, weil die Konservativen im Eifer des Kampfes gegen die Auflösung das Malheur hatten, das Selbstbewußtsein des Königs zu verletzen. Am 22. April 1831 wurde die Auflösung vom König vor beiden Häusern des Parlaments ausgesprochen.

Die Wahlbewegung verlief natürlich bei der herrschenden großen Aufregung recht stürmisch. Etlichen Reformgegnern wurden die Fenster eingeworfen, und dergleichen Dinge mehr ereigneten sich. Auf die Klagen der Konservativen über die Gewalttätigkeiten erwiderte ein reformfreundliches Blatt, je mehr Engländer das Wahlrecht besäßen, um so weniger Fenstereinwerfer werde es geben. Der Strom der öffentlichen Meinung war den Konservativen so entschieden und allgemein feindlich, daß nun auch zahlreiche verkaufte Flecken in die Hände von Leuten fielen, die für reformfreundlich galten. Als die Wahlen abgeschlossen waren, zeigte sich, daß eine reformfreundliche Mehrheit von mehr als 100 Stimmen vorhanden war. Freilich war die Reformfreundlichkeit eines be-

trächtlichen Teiles davon nicht besonders warm und bedurfte beständiger Anfeuerung von außen her. Und der fortgesetzte Druck von außen ist überhaupt das eigentliche Geheimnis des Erfolges der englischen Reformbewegung. Die neue Beratung über die Reformbill begann im Unterhaus mit dem letzten Drittel des Monats Juni 1831. Zunächst ging alles nach Wunsch von statten. Die erste und zweite Lesung ergab große Mehrheiten für die Bill und war in ein paar Wochen erledigt. Der eigentliche parlamentarische Kampf begann erst in der dritten Lesung, der Komiteeberatung, bei der die Opposition um jeden einzelnen Flecken einen endlosen Kampf führte und mit zahllosen Verzögerungsanträgen hervortrat. So kam es, daß dem Beginn der dritten Lesung, der auf den 12. Juli 1831 fiel, der Schluß erst am 27. September folgte: an diesem Tage ging die Bill mit 345 gegen 236 Stimmen, also mit einer Mehrheit von 109 Stimmen, im Hause der Gemeinen endgültig durch.

Kleines feuilleton.

Physikalisches.

Die Energie eines Dampfessels. Die Explosion eines Dampfessels ist nicht das Werk eines Augenblicks, sondern entsteht aus einer Reihe wohl unterscheidbarer, aber mit großer Geschwindigkeit aufeinanderfolgender Vorgänge. Geschieht der erste Bruch unterhalb der Wasserlinie im Kessel, so ist es möglich, daß überhaupt keine Explosion eintritt, weil das Wasser zuerst ausläuft und sich dadurch der Druck im Innern verringert. Erfolgt aber der Bruch über oder in der Nähe der Wasserlinie, so kann eine heftige Explosion geschehen. In den meisten Fällen geht die Explosion folgendermaßen vor sich: Zuerst bildet sich eine kleine Deffnung an einer Stelle, wo der Widerstand des Materials geringer ist, als der ausgeübte Druck. Die Folge ist ein Ausströmen von Dampf oder von Wasser oder von beidem. Dann dehnt sich der Dampf schnell auf die benachbarten Teile aus, wenn auch diese dem gesteigerten Druck nicht zu widerstehen vermögen, und zwar in heftiger und fast plötzlicher Weise, indem nämlich der Kessel gewaltig in Stücke zerissen wird. Haben die Teile in der Nachbarschaft des ersten Bruchs noch genügende Widerstandskraft, so wird eine eigentliche Explosion ausbleiben. Eine ungleiche Stärke der Kesselwände bietet also, so widerspruchsvoll es klingen mag, eine gewisse Sicherheit gegen Explosionen. Die Energie, die dabei entwickelt wird, ist bei einem Kubikfuß hocherhitzten Wassers ungefähr gleich der eines Pfundes Schießpulver. Der größte Teil der Energie innerhalb eines Dampfessels ist in dem Wasser enthalten und nur ein verhältnismäßig kleiner in dem entwickelten Dampf. Die Energie in einem Kilogramm Wasser unter dem Druck von 3 Zentnern würde bei einer Explosion und der dadurch bedingten Ausdehnung etwa 2000 Meterkilogramm betragen; in der Gesamtheit des Wassers eines bis zur gewöhnlichen Höhe gefüllten Dampfessels ungefähr 20 Millionen Meterkilogramm. Einschließlich des Dampfdrucks würde die Energie hinreichen, um einen Kessel von 100 Zentner Gewicht mehr als drei Kilometer hoch in die Luft zu schleudern.

Aus dem Pflanzenleben.

Blätter- und Knospenschutz im Winter. Wenn in unseren Zonen die grünen Organe der Nadelhölzer, der Stechpalmen, des Immergrüns und vieler anderer Gewächse durch die Winterkälte nicht zerstört werden, so liegt das an dem anatomischen Bau ihrer Blätter, die durch feine Einrichtungen gegen die Einwirkung niedriger Temperaturen gefestigt sind. Wo diese Einrichtungen fehlen, müssen die Pflanzen im Herbst ihr Laub abwerfen, um im Frühjahr neues Grün aus den bereits im Sommer vorher fix und fertig angelegten Knospen entstehen zu lassen. Die Blatt- und Blütenknospen werden meist an der Stelle, wo sie dem Stamme ansitzen, von besonderen Blattgebilden eingehüllt oder haben an sich selbst schützende Vorrichtungen. Jene Gebilde, die Knospenschuppen, sind stets stiellos und liegen dem Stengel dicht an mit ihrer breiten Basis. Dachziegelartig überdecken sie den kostbaren Inhalt. Die Schuppen sind mit einem dichten Haarpelz bedeckt, wie man an den herrlich und früh blühenden Magnolien wahrnehmen kann, oder scheiden ein Harz aus, wie bei der Korkkastanie, das alle Löcher und Deffnungen zwischen den Schuppenlagerungen dicht verklebt und als schlechter Wärmeleiter fungiert. Ferner trifft man an den Schuppen niemals Spaltöffnungen wie bei den Blättern, so daß sowohl Verdunstungen wie Temperaturschwankungen ausgeschlossen sind. Bisweilen findet sich der Knospeninhalte auch noch durch eine schützende Korkschicht unter den Schuppen gesichert. Wo die Knospenschuppen fehlen, übernimmt ein dichter Haarfilz den Schutz der jungartigen Organe. Sehr selten ist diese unzuverlässige Art des Schutzes bei Blütenknospen. Manche Arten des Heidekrautes lassen ihre Blumenkrone schon im Herbst über den Kelch hervortreten, ohne indessen ganz aufzublühen; das geschieht erst im Frühjahr. Hier sind die Blüten zu beschaffen, daß sie die winterlichen Kältegrade ohne weiteres überstehen. Gerade jetzt bietet sich in der Natur, besonders in den Buchenwäldern, ein reiches Beobachtungsmaterial für die Schutzvorrichtungen der verschiedenen Knospenarten.